

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 4 (1914)

Heft: 12

Artikel: Pech oder Glück?

Autor: Gfeller, Simon

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635705>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

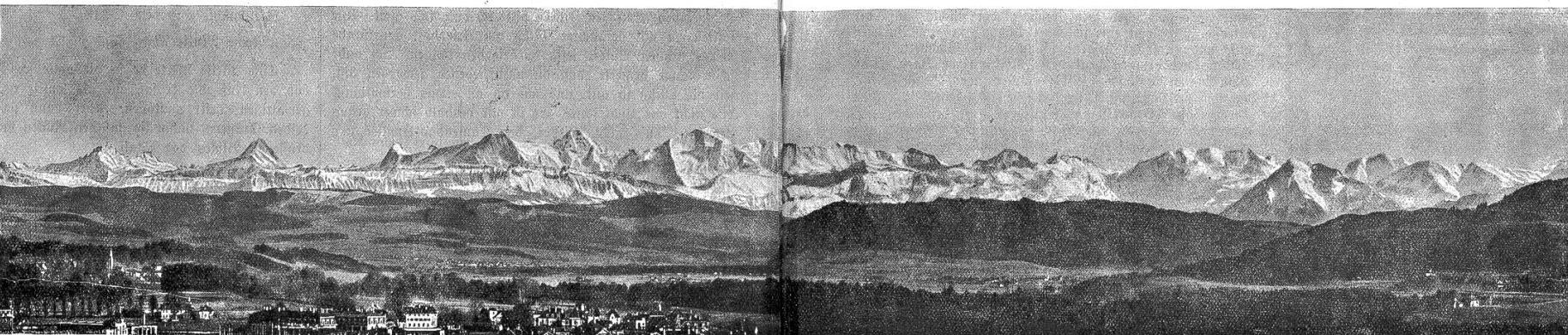
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Schweizerische Landesausstellung, Bern 1911 auf die Alpen vom Ausstellungsplatz aus. (Phot. S. Rohr, Bern.)

Pech oder Glück?

Von Simon Gfeller

Auf der heißen, staubigen Landstraße schreitet Gottfried, der siebzehnjährige Sohn des Mattenbergläubauern, schwerfällig vorwärts. Beim Dorfrämer hat er sich beladen lassen wie ein geduldiges Padesel. Am Rücken hängt ihm ein ansehnlicher Zuderstod, auf der Brustseite baumelt als Gegengewicht das wohlgefügte Salzfädellein, und an der Hand trägt er in einem Defterli eine Maßflasche voll Essig.

Es ist zwidrig heut und Ernte. Heiß sticht die Nachmittagssonne; trocken klebt die Junge am Gaumen; der Schweiß brünnelt dem Burschen von der Stirne, daß ein Tropfen den andern jagt, und schmerhaft schneidet die Tragschnur in die Schulter.

Doch der Ort der Labung ist nicht mehr ferne. Drobend an der Wegbiegung, wo sich das Seitensträßchen abweigt, steht der Hergott den Atem heraus. Gottfried erweist sich im Stillen, ob er in der Rehpinte anlanden wolle oder nicht. Weiterszeit ist nicht mehr allzuferne und der Bursche sollte heim; aber die Junge hängt auch gar zu rindsledern im Halse und unlöslich ist's, wie die Läuf drückt und das schwere Hemb an den erhabten Körper preßt. So ein großes Glas Bier, braungolden mit zartfettem Milchschaum, wie müßte das der staubigen Kehle glatt eingehen und erfrischend fühlen! Bei dieser lästerlichen Hitze nicht einlehren und ein Bier oder zwei stürzen — nein, das wäre schwefelgelber Unsun, eine bodenlose Torheit.

Und holla! Steht da nicht vor dem wafeligen Bernerwäglein die alte Fuchsstute des Mattenbergläubauers und schwimdet aufgebracht nach den zudringlichen Bremsen? Gewiß ist sie es; Gottfried kennt Roth und Gefäßt des Nachbars gut genug. Zum Ueberfluß ruft der Mattenberger durchs offene Fenster:

„Stell ab, Godi, du schwizischt ja wi-nen Antebättler. Chaischi nacher bi mer rite u di ganze Plunder uslege.“

„Das prechts doch jeze, schöner nützi nütz“, dient Gottfried und legt mit innerlichem Frohlocken seine Siebenfachen oben auf die Futtermehlsäde des Mattenbergläubauers . . .

Kurze Zeit nacher saß Gottfried vergnüglich hinter einem schäumenden Bier und quakte dem Nachbar, der mit dem Wirt und einem Weinreisenden einen Daß lärtelte, interessiert über die Achsel. Denn ein Daß ist gar ein geist-

bildender und unterhaltsamer Zeitvertreib nicht nur für die Spieler, sondern auch für Zuhörer und Zuschauer. „Wenn gute Reden sie begleiten, dann fließt die Arbeit mutter fort.“ Nun waren die drei sturmpropte, in die tiefsten Geheimnisse ihrer Kunst eingeweihte Kämpfen und auch der unter den edlen Tassergnuff üblichen Blumen sprache vollkommen mächtig. So schlügen denn unausgesetzt die selbstamten und geistvollsten Redewendungen an Gottfrieds andächtig aufhorchende Ohren.

„Härlig ischt lieblig!“

„Hau je Res, es ischt en Amsle!“

„Gloche dr Bod, worum geit er i Chabis!“

„Raus mit die wilde Kat!“

„Trumfp nimmt dr Schnee ab de Bärge!“

„Use Muhschwanz!“

„Chrüzifiz ischt Pfaffenarbit.“

„Egofeit gi guet Muure!“

„Dr Chüng macht 's Spiel verruvt!“

Und so weiter in endloser Folge. Dazu knodeten die drei manhaft auf den Tisch und verbrämt ihre Orafelpürdje mit Lachen, Grimassen und pfiffigen Mienen. Blitschnell waren jeweilen die Karten gemischt; Schlag auf Schlag folgte das Auspiel, und das Zählen und Abrechnen geschah mit so fabelhafter Fixigkeit, daß Gottfried in scheuer Bewunderung läßt den Mund offen vergaß. Das Ganze dünkte ihn ungemein lustig; langweilen, nein, davon war keine Spur. Der harthölzerne Wirtsstuhl wurde ihm weich wie ein Polstermöbel, und eine Stunde war um, ehe er auch nur einmal an die Uhr geschaut hatte. Dann aber deßann er sich auf das Heimgehen.

„I hätt eigetlig hei solle go mälche“, wagte er endlich schüchtern den Mattenberger anzutippen.

„Dr Ut wird das scho borgre, het's lang müeche häonne ohni di. Doppa wägen einischt wird er dr nid dr Grind abschönke, süsscht gib de mi a's Brätt!“

Und die drei setzten eine frische Partie an. Der Weinreisende, welcher die meisten Striche erhalten hatte, verlangte gebietserisch Rewande. Damit ihm das Glück glücksicher sei, besiegnete er beim Mischen die Karten mit dem Zauberspruch: Holus, Potus, Malotus! und behauptete, nun könne es ihm nicht fehlen. Lachend griffen nun auch die andern zu Sympathiemitteln. Der Mattenberger seich-

nete sich mit Kreide ein Kreuz auf jede Schuhsohle und der Wirt nahm die letzte Nummer des Amtsblattes unter das Gesäß. Dann ging der Tanz aufs Neue los. Die Karten flogen und der Kommentar wurde immer blumenreicher. Natürlich wurde auch das Trinken nicht vernachlässigt; denn ein solcher Kapitaltag gibt immer Anlaß zum Trinken. Gewinnt der Spieler, so trifft er aus Mitleid und Nächstenliebe, verliert er, dann genehmigt er sich einen Schlaf zu eigener Tröstung. Auch Gottfried hatte sich angestellt den guten Beispiel, das Glas einigesmal nachfüllen lassen, und seine Bäden begannen sich zu röten. Indessen war seine Freude am Spiel nicht mehr ganz ungemischt; ein leises Unbehagen begann ihn zu plagen, und als immer die gleichen Wendungen und Ausdrücke aufs Tapet kamen, erfaßten auch sein Interesse und Verneifer den Tag des Spiel zielends. Unruhig rutschte er hin und her und zog mehrmals seine Saduhr.

„Es geit mer wohl lang; i hätt doch fölle goh“, mahnte er den Mattenberger.

„Dummis Büg,“ erwidert dieser. „Rimm du no-nes Bier. I wills de dim Alte scho verantworte.“

Nun, das war für den Burschen doch ein Trost. Wieder schaute er eine gute Weile stumm und geduldig zu. Dann fing es in der Stube plötzlich an zu finstern. Sollte die Sonne schon untergegangen und die Dämmerung angebrochen sein? Gottfried trat erschrockt ans Fenster. Die Sonne war freilich verschwunden, aber nicht hinter den Jurabergen, sondern hinter einer mächtigen, grauscharzen Wollenwand, die bedrohlich am Himmel emporstach. Schön begann sie ihre Blitze zu schleudern und schwach vernehmbare Donnerschläge rollten nach.

„Zea müeche mer goh; es hunnt es Wätter, u lieber will i mi ganzi Burdi heiträge, weder daß mer allszäme fläschdrädnah wird“, drängte Gottfried.

„Ah du bisch ja doch au en ulndige Chäri“, erwiderte der Wirt, welcher just einen Fünfziger vom Trumpf in den Händen hatte, unverkennbar. „Gleisch nid, daß mer bloß no hundertfüzgi zweni hei! Bi wett er jez dervo häonne! Das Augebildli, wo-n-es no geit, wird daich nid als zwänge, u du wirsch destwäge nid verzable.“ Und der Mattenberger sagte:

„Du gleisch, wi's ischt. We d' nid gwarte magst, so gang halt i Gottses.“

Eingeschüchtert nimmt Gottfried wieder Platz. Aber er sieht wie auf den Spiken einer Hechel und allgemach wird ihm klar, daß, wenn man jaht, zwei, drei andere vorschreiben, wann man heimgehen dürfe. Mit Schreden

gewahrte er, wie das Gewitter in aller Strenge heranrollt. Am liebsten hätte er einen Fluch getan und wäre gegangen; doch wagte er nicht, den gefälligen Nachbar zu erzürnen. Im Innern aber glomm ihm in diesen Augenblicken peinliche Wartens eine Feindlichkeit empor gegen die Wirtschaftshöder und das Jassen, die nicht so bald wieder erlosch. Nebrigens pressierte es jetzt auch dem Bauer; auch dieser begehrte kein Wasserbad.

Endlich ist das Spiel fertig. Raß berichtigt der Mattenberger seine Zeche und greift nach dem Hut und der Türklinke. Der Fluchs wird losgebunden, die Mechanik entspannt und das Fuhrwerk gewendet. Nur noch schnell einen Trinkgeldzwanziger für den Buben, der dem Roth die Bremsen gewehrt hat! Der Bauer windet das Leitseil lose um das Leiterbäumchen des Wagengestells und grübelte im Geldsädel. Diesen Augenblick benutzt der Fluchs. Jetzt nimmt er seine Rache für das lange Siebenlassen. Hupp, schiebt er ins Gesicht und setzt in mächtigen Galoppssprüngen davon, heinz. Verblüfft schauen ihm die Wirtschaftshöder nach, und der Bauer schreit wildend:

„Uha, hu, verfluechts Ramel du!“

Der Weinreisende aber spöttelt: „Wör rite will, hod uf!“

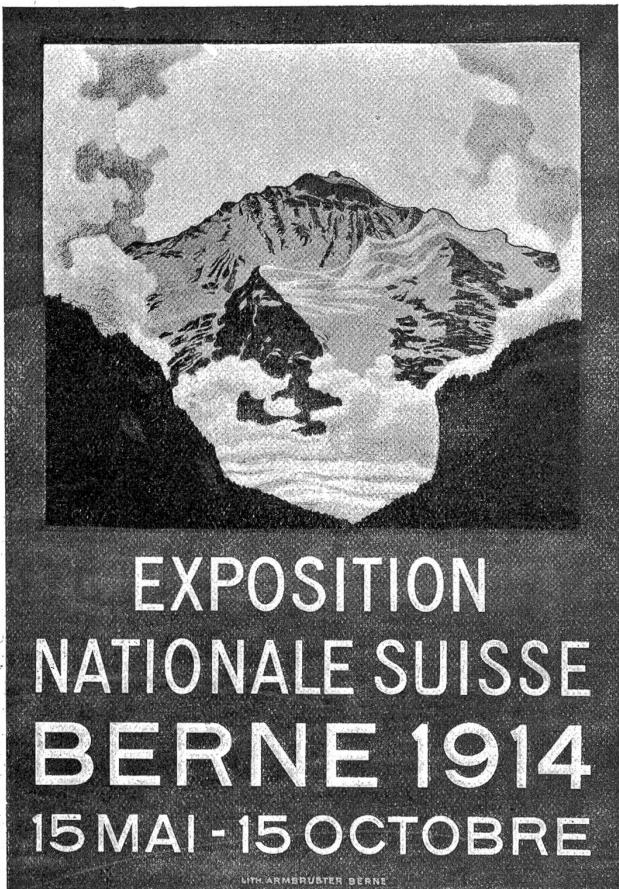
Doch die beiden hören nicht auf das Spottlachen. Was bleibt ihnen übrig als nachzutraben!

Von der Rehpinte zieht sich das Strählein durch ein Seitentälchen einem steiluferigen Bächlein entlang und slettert dann in langen Windungen den Hügelzug hinauf.

Dem Bauer verleidete das Trotten bald. „I ma numme glänzuppe. Spring du-n-him noh, du hesch jüngeri Bei. Häb alli Gredi, du magst ihm vorgo u verütschischt nen am Fahrestuz obe.“

Gottfried begolt diesen Rat. In langen Sächen eilt er davon. Schweiggebetet langt er oben am Fahrestuz an. Faß gleichzeitig kommt auch der Fluchs. Roth und Fuhrwerk sind unversehrt und die Buttermehläde des Mattenbergers liegen ruhig in Reich und Güld. Über wo zum Teufel sind dem Zuderstod, Salzfädellein und Essigflasche? Dem Burschen exträumt nichts gutes. Er unterfucht das ganze Wagengestell. Zwischen Rabe und Rab leben an der Wagenchmiere einige Salzlörner. Da will ihm schier schwarz werden vor den Augen. Er trahlt in den Haaren und murmet in einem fort: „Wär i nume hei, wär i nume hei!“

Reuchend kommt nun auch der Mattenberger an. Gottfried klagt ihm seine Befürchtungen.



Das neue offizielle Plakat der Schweiz. Landesausstellung 1914 von Plinio Colomby, das nach Frankreich verschickt wurde an Stelle des zurückgewiesenen ersten Plakates von Emil Cardinaux.

„Muescht halt go sueche“, rät trocken der Bauer und zückt die Achseln. „I ha nüt derfür.“ Dann behändigt er das Leitseil und fährt kaltblütig davon.

Finstern Blicke schaut ihm Gottfried nach und macht sich bergab auf die Suche. Unten im Sträßlein findet er die Reste des Salzfäckleins, schwierige, staubige Tezzen. Es muß hinausgerutscht und zwischen Gestell und Rad gekommen sein, wo es zerchliffen und zerrissen wurde. Das Salz liegt in einem langen Streifen im Staub des linken Wagengeleises; zu gebrauchen ist davon nichts mehr. Der Bursche eilt weiter. Einige hundert Schritte weiter zurück lauert mitten in der Straße das Desserlein mit den Scherben der Essigflasche. Er leert die Glasstücke ins Bächlein und ringt das essiggetränkte Säcklein aus. Wo aber in aller Welt mag denn der Zuckerstock

sein? So weit der Blick reicht, liegt nichts auf der Straße. Da steigt eine schlimme Ahnung in dem Burschen auf, und er späht besorgt hinunter ins Bachbett. Und richtig, dort drunter liegt der Flüchtlings im Bade. Das Bächlein hat auch schon eifrig an der süßen Beute geledert, die ihm so unvermutet in den Schoß gefallen ist. Mit einem Sahe ist Gottfried unten und hebt behutsam auf, was noch zu retten ist. Mit der süßen Last im Arme, zuweilen das Zuckewasser hausbälterisch von den klebrigen Fingern saledend, hästet er heimwärts. Aber lange bevor er ein schützendes Odbach erreicht hat, ist das Gewitter da. Ein paar sausende Sturmwindstöße, blendende Blitzscheine, gewaltiges Donnerkrachen, dann klatschen die Tropfen schwer hernieder; es regnet Packchnüre. Triefend wie ein begossener Budel kommt Gottfried endlich zu Hause an, wo man schon lange in heller Angst nach ihm ausgeschaut hat. Nun gilt's auch dort dem ausbrechenden Wetter stand zu halten. Getreulich beichtet er, wie schmählich es ihm ergangen sei und nimmt geduldig die gesalzene Schelle in Empfang. Es war manches saure Wort dabei und auch später hatte er noch viel abzutun. Manchmal wollte ihm scheinen, er sei auch gar zu hart gestraft worden für seinen Fehler, besonders wenn ihn die Kameraden nedend fragten, wann er wieder die Straße mit Salz grien und aus Kieselsteinen Salat machen wolle, und wann man wieder Zuckewasser trinken könne im Bächlein unten. Am ärgerlichsten aber war er über den Mattenberger, der ihn nicht nur alles allein ausfressen ließ, sondern die ganze Geschichte mit schadenfrohem Lachen ausgetrommelt hatte.

Das kleine Ereignis hat Gottfried noch lange beschäftigt und wer weiß, vielleicht ist ihm damit sogar Heil widerfahren. Denn er ist einer von den Bedachtshamen, die der Sache auf den Grund zu kommen suchen. Wie ich ihn kenne, hat er aus dem Mühgeschick sicher seine Lehren gezogen. Es scheint ganz, als wolle er in Zukunft den Kopf auf seinem Hals und die Hand an seinem Arme behalten. Er weiß jetzt, daß zuletzt ein jeder für sein Tun und Lassen selber mit der Haut in die Gerbe muß und daß, wer den Schaden hat, für den Spott nicht zu sorgen braucht. Er weiß jetzt viel besser als früher, weil es ihm unter Schmerz und Scham ins Herz gebrannt worden ist und darum wird er, wenn nicht alles trügt, auf eigenen Füßen durchs Leben wandern, auch wenn ihm dies augenblicklich Beschwerden verursachen sollte. Vielleicht gewahrt er auch einmal, daß mancher das Hangen an den Rockschößen anderer noch viel teurer bezahlen muß als mit einem Säcklein Salz, einer Flasche Essig und einem Zuckerstock. Und vielleicht segnet er noch einmal den Tag, der ihm so viel Pech brachte, als einen Glückstag, weil er ihm zu einem bescheidenen Anfang lebenswichtiger Erkenntnis verhalf.

Todaustreiber.

Volkslied.

So treiben wir den Winter aus
Durch unsre Stadt zum Tor hinaus
Mit seinem Trug und List'n,
Den rechten Antichristen.

Wir stürzen ihn von Berg und Tal,
Damit er sich zu Tode fall
Und uns nicht mehr betrüge
Durch seine späten Züge.

Und nun der Tod das Feld geräumt,
So weit und breit der Frühling träumt,
Er träumet in den Maien
Von Blümlein mancherleien.

Die Blume sproßt aus göttlichem Wort
Und deutet auf viel schönern Ort;
Wer ist's, der das gelehret?
Gott ist's, der hat's bescheret.